

- Loup, Kurt. *Schönheit und Freiheit: Friedrich Schiller und das Düsseldorfer Schauspielhaus Dumont-Lindemann*. Düsseldorf: Stern, 1959.
- Mann, Michael. „Zur Charakterologie in Schillers Wallenstein“. *Euphorion: Zeitschrift für Literaturgeschichte* 63 (1969) : 329–39.
- Petsch, Robert. *Freiheit und Notwendigkeit in Schillers Dramen*. Goethe- und Schillerstudien 1. München: C.H. Beck, 1905. 140–208.
- Pieper, Heike. *Schillers Projekt eines ‚menschlichen Menschen‘: Eine Interpretation der Briefe über die ästhetische Erziehung des Menschen von Friedrich Schiller*. Lage: Jacobs, 1997.
- Reinhardt, Hartmut. „Wallenstein“. *Schiller-Handbuch*. Hg. Helmut Koopmann. Stuttgart: A. Kröner, 1998. 395–414.
- Reske, Hans-Friedrich. „Apotheose“. *Metzler-Literatur-Lexikon: Begriffe und Definitionen*. Hg. Günther und Irmgard Schweikle. Stuttgart: Metzler, 1990.
- Rothmann, Kurt. *Erläuterungen und Dokumente: Friedrich Schiller: Wallenstein*. Stuttgart: Reclam, 1999.
- Sautermeister, Gert. „Schiller: Wallenstein“. *Kindlers Neues Literaturlexikon*. Hg. Walter Jens. München: Kindler, 1991. 14:950–53.
- Storz, Gerhard. „Zum Verständnis des Werkes“. Friedrich Schiller. *Wallensteins Lager: Die Piccolomini: Wallensteins Tod: Dokumente*. Rowohlts Klassiker der Literatur und der Wissenschaft 84/85; Deutsche Literatur 7. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt, 1967.
- Wahrig, Gerhard. *Deutsches Wörterbuch*. Gütersloh 1997.
- Weimar, Klaus. „Die Begründung der Normalität. Zu Schillers Wallenstein.“ *Zeitschrift für deutsche Philologie* 109 (1990 Sonderheft) : 99–116.

## Wieder die Alte? Claire Dübois zwischen Illusion und Wirklichkeit<sup>1</sup>

Sabine Sievern

Sieh dich um bei deinen Berufsgenossinnen – wie viele von ihnen haben ein dem deinen mehr oder minder ähnliches Schicksal nicht gehabt? Wie viele haben ein schlimmeres erfahren?<sup>2</sup>

**I**n ihrer Novelle „Wieder die Alte“ (1886) zeichnet Marie von Ebner-Eschenbach das Gesellschaftsbild einer Wiener Vorstadt und das Schicksal einer aspirierenden Hauslehrerin des 19. Jahrhunderts. Die aus dem Adel stammende Ebner-Eschenbach, die von Toegel als „feinfühlig Beobachterin der Menschen“ bezeichnet wird (*Marie*, 59), verarbeitet in der Darstellung insbesondere ihre Einsicht in die Oberschicht, an der sie in ihren Werken, wie auch in diesem Fall, oftmals Kritik äußert.

Diese Verarbeitung von Beobachtungen zeigt sich in „Wieder die Alte“, in der die Welt der Oberschicht, das heißt der wohlhabenden Aristokratie und dem wohlhabenden Großbürgertum, mit der der Unterschicht, das heißt dem Bürgertum, kontrastiert und die damalige gesellschaftliche Situation mit klaren Standesunterschieden dargestellt wird.<sup>3</sup> Bei näherer Betrachtung lässt sich feststellen, dass das Leben in der Oberschicht gekennzeichnet ist durch Illusion und Realitätsferne, hier am Beispiel der Familie Meiberg und Arnold Bretfelds, während in der Unterschicht eine durch Existenzangst hervorgerufene Realitätsnähe und Bodenständigkeit vorherrscht, für welche hier exemplarisch die verarmte, adelige Baronin Karoline Reich steht. In dieser Konstellation der Charaktere nimmt die Hauslehrerin Claire Dübois, die Ebner-Eschenbach in den Mittelpunkt der Handlung positioniert, eine Sonderstellung ein. Als Tochter eines französischen Tanzmeisterpaares und somit Mitglied der Unterschicht verkehrt sie auf Grund ihrer Arbeit als Hauslehrerin mit der Oberschicht und bewegt sich, wie Brokoph-Mauch es ausdrückt, „in zwei Welten [...] der eigenen armseligen, mühevollen und der fremden, luxuriösen“ (66).

Im Kontakt mit der fremden, luxuriösen Welt passt sich Claire den Anforderungen jener Gesellschaftsschicht an und legt während der Ausübung des Berufes nicht ihr wahres Sein und ihr wahres Empfinden an den Tag. Claires alltägliche, berufliche Realität ist demzufolge durch Schein gekennzeichnet. Im Gegensatz dazu tritt ihr wahres Sein in den von Illusion bestimmten Situationen im privaten Bereich in den Vordergrund. In diesem Aufsatz soll zunächst die Darstellung von Illusion und Realitätsferne am Beispiel der Oberschicht erläutert werden. Dabei wird das Hauptaugenmerk auf Arnold Bretfeld und die Familie Meiberg gelegt. Der Gegenpol zu dieser Illusion, das heißt die Realitätsnähe der Unterschicht, hier am Beispiel der Baronin Reich, ist daran anschließend Gegenstand der Untersuchung. Claire steht zwischen diesen beiden entgegengesetzten Polen. Zum Schluss soll aus diesem Grund die Invertierung von Sein und Schein in Bezug auf die Entwicklung Claires, ihre Stellung zwischen Unter- und Oberschicht sowie ihre Position zwischen Illusion und Wirklichkeit näher untersucht werden. In ihrem Verhalten lässt sich hierbei eine deutliche Dichotomie zwischen der privaten und der beruflichen Ebene erkennen, die im Verlauf der Arbeit hervorgehoben werden soll.

Claire Dübois, die in ärmlichen Verhältnissen bei ihrer Ziehmutter, der verarmten und verstoßenen Baronin Karoline Reich, und deren Ehemann wohnt, lernt im Hause ihres Arbeitgebers, der Grafenfamilie Meiberg, den Musiklehrer Arnold Bretfeld kennen. Als Sohn aus einer reichen Kaufmannsfamilie gibt Arnold, im Gegensatz zu Claire, nicht zwecks des Broterwerbs Unterricht, sondern aus Gefälligkeit. Die Annäherung Claires und Arnolds hat Heiratsabsichten zur Folge, die von seiner Familie nicht gebilligt werden. Arnold löst die ‚Verlobung‘ mit Claire und beide kehren gänzlich in ihre eigenen Welten zurück.

Der Darstellung des Familienlebens der Meibergs liegen Ebner-Eschenbachs Erfahrungen mit ihrer eigenen Familie zu Grunde. So ähnelt Graf Meiberg, der als „stattlich und verdrießlich“ beschrieben wird und der sich über die fehlende „Heiterkeit“ beim nachmittäglichen Familientreffen der Meibergs bei Claire beklagt (228), Ebner-Eschenbachs eigenem Vater (Klostermaier 49). Klostermaier beschreibt das Familienleben während der Kindheit Ebner-Eschenbachs wie folgt: „Count Dubsky's ill humor was known and even proverbial in his circles [...]. When family members were all together they often felt bored; serious interests were missing, everyone was afraid of making a remark which might arouse the count's wrath“ (49). Die Verdrießlichkeit und die fehlende Heiterkeit der

in der Novelle die Aristokratie repräsentierenden Familie Meiberg sind der Gräfin Meiberg bewusst und sie hegt die Hoffnung, durch die Anstellung Claires diesen Umstand ändern zu können. Zur Verkürzung der tristen Nachmittagsstunden engagiert sie aus diesem Grund Claire, wie zu jener Zeit üblich, als „Gesellschafterin für den Nachmittag“ (229). Das Aufrechterhalten des Trugbildes der zufriedenen und heiteren Familie nach außen ist infolgedessen gleichzusetzen mit der Aufrechterhaltung eines Scheins. Dadurch drückt Ebner-Eschenbach ihre Kritik an der Oberschicht aus, der sie die Tiefe abspricht, die in der bürgerlichen Welt vorhanden ist.

Ebendiese Kritik wird zudem noch durch die Ignoranz der Gräfin Meiberg verdeutlicht, da diese sich keinerlei Vorstellung von dem Leben außerhalb ihres ‚Glaskastens‘ macht. So fragt sie Claire: „Drei Lektionen! Warum plagen Sie sich so sehr? Ist denn das notwendig?“ (225). Die Adelige lebt in der Illusion, dass schon durch weniger als drei Lektionen der Lebensunterhalt bestritten werden kann und unterschätzt hierin die Schwierigkeit für ihre Angestellten, das Lebensnotwendige zu erwerben. Sie verlangt von Claire, statt diese zu bitten, ihre generell am Nachmittag stattfindenden Stunden auf den Vormittag zu verlegen oder sie ganz abzusagen, ohne sich über die möglichen Konsequenzen für Claire oder die von ihr zu bringenden Opfer Gedanken zu machen. Dass sie mit ihrem Verhalten möglicherweise Claires Existenz aufs Spiel setzt, falls diese zu keiner gütigen Einigung mit den Familien kommen kann, steht für sie nicht zur Debatte. Großzügig fügt die Gräfin noch hinzu, und hier zeigt sich der ironische Unterton Ebner-Eschenbachs in der Kritik der Oberschicht: „Ich verlange ja kein Opfer; müssen Opfer gebracht werden, versteht es sich von selbst, daß ich sie bringen werde [...]. Nicht nur entsagen – so im großen [...] auch im kleinen muß man sich etwas versagen können“ (226). Die Gräfin selbst erkennt den Hohn dieser Aussage nicht, doch in Claires Situation ist er unverkennbar.<sup>4</sup> Gleichzeitig tritt hier deutlich das Unverständnis der Aristokratin zu Tage. Die Aufgabe der Stunden, die sie durch diese Aussage indirekt als „kleine Opfer“ bezeichnet, sind für Claire tatsächlich „große Opfer.“ Zudem ist es in keinster Weise die Gräfin, die Opfer bringt.

Zu Beginn des Gesprächs der beiden Frauen zeigt sich abermals die Verblendung der Gräfin, die ein Mitglied der Unterschicht als Arroganz und Verniedlichung des harten Alltags empfindet. Gegenüber Claire beschwert sie sich, welche Zugeständnisse ihr das Leben abverlangt, woraufhin Claire „nicht ohne Vorbehalt“ entgegnet: „Es ist mitunter

schwer“ (224). Die Antwort der Gräfin – „Mögen Sie es nie erfahren“ (224) – unterstreicht ihre Ignoranz gegenüber ihren Mindergestellten. Dabei ist das Leben einer Hauslehrerin gezeichnet durch eine „konstante Belastung der Frustration und Unzufriedenheit,“ und im Allgemeinen führte diese „lebenslange Arbeit zu einem verarmten Altersdasein“ (Anderson und Zinsser 193-94). Offensichtlich vollzieht sich das Leben der Gräfin fernab der Realität, die das Leben des unteren Standes bestimmt.

Arnold Bretfeld lebt ebenfalls in einer Traumwelt. Von sich selbst behauptet er zwar, die Situation einschätzen zu können, allerdings verkennt er dabei die finanzielle Abhängigkeit von seiner Familie, der er ausgesetzt ist. Im Gespräch mit Karoline Reich gibt er zu, dass seine Familie Claire nicht ohne Weiteres akzeptieren wird, aber seine „Familie ist gewöhnt, mich [d.h. Arnold] meine eigenen Wege gehen zu sehen“ (216). Diese Einschätzung seiner Familie erweist sich als unrealistisch, denn seine Brüder erklären, dass „Fräulein Dübois ihre Schwelle“ niemals überschreiten werde und dass es „[n]icht einmal einen Tag lang“ heißen solle „die Familie erwäge, fasse das Udenkbare als eine Möglichkeit ins Auge“ (249). Das Oberhaupt der Familie, der alte Onkel Arnolds, fügt hinzu: „[N]un denn, so muß ich dich enterben [...] Bretfeldsches Geld darf nicht auf Tanzmeisterkinder übergehen“ (250). Demzufolge wäre Arnold praktisch mittellos, sollte er sich gegen den Willen seiner Verwandten für eine Heirat mit Claire entscheiden. Da er im Grunde „lebensuntüchtig“ ist (Brokoph-Mauch 65), stellt ein Verzicht auf die finanzielle Unterstützung seiner Familie nicht wirklich eine Alternative dar. Das volle Ausmaß seiner Handlung ist ihm jedoch zu diesem Zeitpunkt noch nicht bewusst.

Nicht nur in der Beziehung zu seiner Familie ist seine illusionäre Vorstellung zu erkennen. Diese zeigt sich ebenfalls im Umgang mit Claire Dübois. Obwohl er es eigentlich besser wissen sollte, glaubt er, Claire bleibe abends so lang bei den Familien ihrer Zöglinge, weil diese sie als eine der ihren erachten. Fälschlicherweise sagt er zu ihr: „Sie unterhalten sich gewiß sehr gut in den Gesellschaften bei ihren Freunden“ (200). Claires Korrektur folgt zugleich: „Meinen Freunden? – meinen Gönnern, wollen Sie sagen“ (200). Claire ist sich darüber im Klaren, dass eine Einladung zu den Soireen nur erfolgt, falls jemand gebraucht wird, und „solange Claire im Salon verweilte, wurde sie von allen Anwesenden wie eine der Ihren behandelt, etwas höflicher, etwas zuvorkommender höchstens. Über die Schwelle des Salons jedoch reichte die Gastfreundschaft [...] nicht“ (198). Anderson und Zinsser beschreiben diese Position zutreffend als eine

„unbestimmte – irgendwo zwischen Dienerin und Dame“ (193). Arnold verkennt demnach die Rolle, die Claire selbst bis in den späten Abend zu spielen hat.

Auch die romantische Beziehung zu Claire sieht Arnold verklärt. Er glaubt, aus Liebe zu Claire zu handeln und hält diese Liebe für aufrichtig, denn er sagt zum Beispiel „meine Liebe zu Ihnen“ (241). Zudem „meinte er wirklich, es sei ihm so bang und glücklich zumute wie nie zuvor in seinem Leben“ (205), als er Claire das erste Mal besucht. Doch schon der Gebrauch des Konjunktivs offenbart die Illusion der Aussage. Immer wieder ist die Motivation dieser Liebe durch andere Einflüsse evident, so dass es fragwürdig ist, ob es sich tatsächlich um aufrichtige Liebe und nicht nur ein Spiel, in dem er „Macht über die Geliebte“ ausübt (223), handelt. Brokoph-Mauch schreibt dazu, dass Ebner-Eschenbach „einem Mann wie Bretfeld die wahre Liebe zu einem armen Mädchen gar nicht zutraut“ (66). Schon zu Beginn betrachtet Arnold Claire „voll des Mitleids“ und will ihr Beschützer werden (203). Nachdem er erkannt hat, dass sie nicht mehr die Jüngste und ihr Gesicht von Leiden gezeichnet ist, ergreift ihn ein „feunges Mitleid“ (205). Des Weiteren denkt er sich an einer Stelle: „Ich liebe deine Anmut, deinen Geist, ich liebe deine Seele und will sie fortan beschützen und bewahren von jeder rauhen Berührung“ (211). Obgleich die Geschlechterverhältnisse im 19. Jahrhundert hier ebenfalls eine Rolle spielen, dass nämlich der Mann als das Oberhaupt und Beschützer der Familie fungiert,<sup>5</sup> muss man sich fragen, ob Arnold Claire als Person liebt oder ob in ihm nicht einfach nur der Beschützerinstinkt erwacht ist und ihm der Gedanke der Barmherzigkeit gegenüber einem Mitglied der Unterschicht gefällt. Ganz deutlich wird dies nach dem ersten Zusammentreffen mit der Baronin, nach dem er sich eingesteht:

Erbarmen mit Claire – ja, ja, sie hatte recht gehabt, obwohl er es aus ihrem Munde nicht hören wollte –, Erbarmen war hinzugetreten zu seiner Liebe zu ihr, vergrößerte und vertiefte dieselbe und verwandelte allen Egoismus der Leidenschaft in begeisterte Hingebung. Der glänzende und gefeierte Mann faßte den Entschluß, einem armen, schwachen, kämpfenden Wesen sein Leben zu weihen, ihm Schutz und Schirm und fürsorgliche Vorsehung zu werden. (214)

Wenig später wird seine Liebe noch durch „Trotz“ (219) gegenüber der

Baronin Karoline Reich motiviert, die Arnold Bretfeld von Anfang an durchschaut und die eine Verbindung der beiden kategorisch ablehnt. Bis ganz zum Schluss macht Arnold sich jedoch etwas vor, sieht sich als „Samariter“ (Brokoph-Mauch 65) und glaubt an seine Liebe zu Claire, ist also verblendet gegenüber der Realität. Tanzer jedoch erkennt die Fassade Arnold Bretfelds und schreibt über ihn, dass er Mitleid „mit Liebe verwechselt“ (175). Brokoph-Mauch hingegen bezeichnet sein Gefühl als Liebe, „die stark mit Erbarmen und Mitleid vermischt ist“ (64). An dieser Stelle soll, wie bei Tanzer, jedoch in Frage gestellt werden, ob es sich jemals um Liebe gehandelt hat. Arnold Bretfeld gibt dazu Anlass.

Erst nachdem er sich aus egoistischen Gründen gegen die Heirat entschieden hat und sich auf dem Weg in den Sommerurlaub befindet, zerbricht „der eiserne Ring, den selbstgeschaffene Leiden um seine Brust geschmiedet hatten,“ und er tut „das kränkliche Mitleid, das ihn irregemacht an seiner eigenen Empfindung und ihn Liebe hatte nennen lassen, was Erbarmen war“ ab (260).<sup>6</sup> Aus diesem Grund trifft wohl Stendhals Bezeichnung für diese Art Liebe – „galante Liebe“ (Brokoph-Mauch 64) – wohl noch am ehesten zu. Nichtsdestotrotz ist der Begriff ‚Liebe‘ in der Beschreibung der Beziehung von Claire und Arnold irreführend. Für Arnold hat diese späte Erkenntnis und inzwischen reale Einschätzung seiner Gefühle keine negativen Konsequenzen, denn er kann fortan wieder unter dem Schutz der Familie sein verschwenderisches Leben fortführen und sich ganz seiner Illusion und Träumerei hingeben. Er erfüllt also wie am Anfang seine Pflicht gegenüber der feinen Gesellschaft und widmet sich der Musik aus Liebelei und nicht aus finanziellen Nöten (196).

Den Gegenpol zu den illusionären Vorstellungen der Reichen in dieser Novelle bildet die verarmte Baronin Karoline Reich, deren Leben, das dem eines Mitglieds der Unterschicht entspricht, durch die harte Wirklichkeit regiert wird, obgleich sie von Geburt aus Aristokratin ist. Ihr kann Arnold nichts vormachen, denn sie hat die Härte und Gnadenlosigkeit der Oberschicht am eigenen Leibe erfahren. Sie stammt zwar aus einem „uralten vornehmen Geschlecht,“ aber hat „gegen den Willen ihrer Angehörigen“ einen jungen Offizier „von niederem Adel“ geheiratet und wird auf Grund dessen von ihrer Familie gemieden (210). Deshalb muss sie durch Handarbeiten ihren Lebensunterhalt verdienen. Ihre Schultern sind „von der Last der Jahre und der Arbeit“ gebeugt und doch ist sie voll Kraft und Mut (207). Ihre Lebenserfahrung lässt sie die Konsequenzen einer Heirat zwischen Claire und Arnold in ihrer ganzen Tragweite

vorhersehen. Sie führt dies Arnold vor Augen und sagt zu ihm: „Es ist doch unmöglich, daß Sie sich darüber täuschen, wie sehr eine Verbindung mit Claire ihre Stellung in den drei ‚Welten‘ [d.h. der bürgerlichen, der künstlerischen und der aristokratischen] erschüttern würde“ und stellt in Frage, dass seine Familie Claire als eine der ihren aufnehmen würde (216). Klar und realistisch durchschaut sie Arnold von Anfang an und sagt ihm auf den Kopf zu, dass „der Gesamteindruck, den das Ganze auf andere und auf mich hervorbringt grundverschieden ist“ (215). Arnolds Behauptung, er würde aus Liebe zu Claire auf seine „Erfolge“ verzichten (216), bleibt ein unrealistisches Vorhaben seinerseits. Als er sich ausmalt, wie eine Zukunft mit Claire aussehen wird, wendet er sich von Claire ab und entscheidet sich gegen eine „dumme Heirat“ (256). Zudem überbringt er ihr die Nachricht nicht einmal persönlich, denn es wäre „[z]u grausam für sie, zu peinlich für ihn“ (257). Demnach will er sich vor ihr keine Blöße geben und seinen Ruf wahren. Ebenso wie für die Gräfin Meiberg ist Claire für ihn ein nützliches ‚Spielzeug,‘ auf dessen Gefühle und Probleme keine Rücksicht genommen werden muss und dessen man sich entledigen kann, sobald keinerlei Verwendung mehr für es vorhanden ist oder durch es Unannehmlichkeiten entstehen. Gegenüber Claire beschreibt die Baronin mit all ihrer realistischen Härte wie sie Arnold sieht:

Er spielt auch eine Rolle, nur besser als du. Er hat es dahin gebracht, sich für das zu halten, wofür er sich gibt [...]. Dir, die er anbetet, zu Ehren, mir, der alten Skeptikerin, die er nicht leiden kann, zum Possen will er beweisen: Seht, der Edelmüt, die Hochherzigkeit, sie leben auf Erden, sie haben Zelte aufgeschlagen in der Brust des Herrn Arnold Bretfelds. (221)

Auf Grund ihrer realistischen Denkweise und der Einsicht stellt sie dann auch die Bedingung, Arnold müsse zunächst mit seiner Familie sprechen, ehe Claire ihre Stellung bei Meibergs kündigt. Auch wenn die Baronin in ihrem Realismus hart und undankbar erscheint, ist doch ihre Beschreibung der Situation die realistische. Sie hält Arnold vor: „Lauter falsche Empfindungen [...] lauter Hohlheit, lauter Schein. Ein bißchen ehrlicher Zynismus wäre mir lieber. Seien Sie doch einmal aufrichtig mit Arnold Bretfeld, Herr Arnold Bretfeld!“ und „entkleidete ihn Stück für Stück seiner erborgten Herrlichkeiten und ergoß den grausamsten Hohn über das, was übrigblieb“ (258). Ihre undankbare Härte, auf Grund der sie in der

Unterschicht überlebt hat, offenbart sie zudem am Ende gegenüber Claire. Sie führt ihr vor Augen, dass „[e]in Glück, das in deinem Fall allerdings ein unerhörtes gewesen wäre,“ ihr „nicht zuteil geworden“ ist (265). Mit dieser Aussage fasst die Baronin die Gegebenheiten der Gesellschaft zusammen und übernimmt für Claire die Rolle der aus Erfahrung sprechenden Ratgeberin.<sup>7</sup> Es ist schlicht „unerhört,“ dass ein armes Mädchen in die Oberschicht einheiratet. Demzufolge ist die Baronin diejenige in dieser Novelle, die die größte Einsicht in die Funktionsmechanismen der Gesellschaft und die klarste Vorstellung von der Realität aufweist.

Die verwaiste Hauslehrerin Claire Dübois ist zu Beginn der Novelle wie ihre ältere Freundin und Pflegemutter Baronin Karoline Reich, unter deren Einfluss Claire steht, sehr realitätsnah und gibt sich keinen Illusionen hin. Auf der beruflichen Ebene erkennt Claire schon sehr früh, dass statt ihrer „Verdienste,“ d.h. ihres Wissen, ihr die Tatsache, dass sie „immer heiter und zufrieden aussah,“ Arbeit verschafft (195). Ihre „Lustigkeit“ gibt ihr und ihrer Familie das Brot (195) und muss deshalb „um jeden Preis“ erhalten bleiben (196). An einer anderen Stelle behauptet sie sogar, dass es den Müttern ihrer Zöglinge Recht sei, dass Claire den Kindern nichts lehre, solange sie nur Heiterkeit verbreite (197). Dementsprechend wichtig ist es, dass ihr ihre gute Laune nicht verdorben wird, denn, wie sie zu Arnold sagt, bringt man sie sonst um ihr Brot (230). Allein um zu überleben, muss sie demnach ihren Schein wahren, selbst wenn ihr danach nicht zu Mute ist, wie zum Beispiel zu der Zeit als ihre Mutter zu Hause im Sterben lag (202). Sie verachtet sich für ihre Heiterkeit in jener Zeit, aber Lustigkeit ist eben ihr „Metier“ (202). Da sie sich über die Notwendigkeit der Stellung keine Illusionen macht, hält Claire somit einen Schein aufrecht, der ihrem wahren Sein, ihren Gefühlen, widerspricht.

Die Bedeutung von Schein und Sein durchzieht die gesamte Novelle, und Claire ist sich auch in diesem Punkt im Klaren, wie wichtig die Erhaltung des Scheins ist. Schon auf der ersten Seite wird über sie gesagt: „[S]ie schien immer munter und vergnügt“ (190). Sie selbst sagt, dass sie immer „heucheln“ muss und dass es ihr deshalb schwerfällt, in ihrer Aufrichtigkeit, das heißt wenn sie den Schein ablegt, nicht derb zu sein (202). Jedoch hat Claire im Gegensatz zu Marie Meiberg, der Tochter der Grafenfamilie, nicht die Freiheit, „unbeschadet aufrichtig“ zu sein (231).

Dieser Kontrast zwischen Schein und Sein zeigt sich auch in Bezug auf Claires Kleidung.<sup>8</sup> Claire hat eine „besonders feine und schmucke Art“ sich zu kleiden und ihr „Mäntelchen ist sehr elegant, aber merkwürdig

leicht und dünn“ (191).<sup>9</sup> Letztere Beschreibung ist ein Indiz für ihre Armut. Während des Sommers, der toten Saison ihres Hauslehrerinnendaseins, da sich die feinen Familien aufs Land begeben, stellt sie einen neuen „Staat“ her, „zu welchem der des vorigen Jahres zwar das meiste Material liefert, der jenem jedoch möglichst unähnlich sein muß. Einfach, wie es sich schickt für eine Lehrerin; geschmackvoll, wie die feinen Leute, mit denen sie verkehrt, es verlangen“ (237), denn ein „gewisser scheinbarer Luxus“ gehört zu ihren „Obliegenheiten“ (191). Sie macht aus ihren alten Kleidungsstücken demzufolge neue, so dass es den Anschein habe, sie trage jede Saison neue Kleidung. Auch hier muss das Wort „scheinbar“ betont werden. Es kommt also nur auf die Wirkung nach außen an, das wahre Ich und die damit verbundene qualitativ schlechtere Kleidung ist in ihrem Beruf von keinerlei Bedeutung. Dieses hier beschriebene Verhalten Claires zeigt ihre Einsicht in die Spielregeln der Oberschicht. Sie kennt die Bedeutung der Wirkung auf andere und ihr Verhalten wird dadurch reguliert, denn in der Oberschicht zählt nicht die Person als Individuum, sondern die Rolle, die sie in der Gesellschaft zu spielen vermag sowie die äußere Fassade.

Zudem verkennt sie auch die Stellung nicht, die ihr in der feinen Gesellschaft zu Teil wird. Zwar wird sie zu Soireen eingeladen, aber es gehört auch zu ihren Vorzügen, „daß sie keine Präntensionen machte, daß es ihr nie einfiel, auf die Begleitung eines Dieners oder gar auf die Benutzung der Equipage Anspruch zu erheben“ (198). Sie stellt nicht in Frage, dass die Eltern ihrer Zöglinge es ganz „natürlich“ finden, „daß Claire Dübois ohne anderen Schutz als ihren Mut bei Nacht den weiten Weg nach ihrer Vorstadt antrat“ (198), sondern akzeptiert dies als Realität. In dieser Szene zeigt sich vielmehr noch die Ignoranz und Gedankenlosigkeit der Oberschicht, doch auch das ist Realität. Sofern Claire also eine Rolle zu erfüllen hat, ist es ihr gestattet, in der feinen Gesellschaft zu verweilen, doch als vollwertiges, gleichberechtigtes Mitglied wird sie nicht anerkannt.

Claires Verständnis der Gesellschaft zeigt sich des Weiteren im Rahmen der Konventionen ihres Berufes. Sie bezeichnet sich als „arme Lehrerin“ (201), die sich keine Diener leisten kann, auf ihren Ruf zu achten hat und am Abend deshalb nicht länger von Herrn Arnold Bretfeld abgeholt werden möchte. In dieser Situation wird deutlich, dass neben ihrer Heiterkeit auch ihr guter Ruf von großer Bedeutung für die Ausübung des Berufes ist. Schon zu Beginn ist Claire sich im Klaren darüber, dass sie durch die Gunst der Gräfinnen und die Empfehlung der Oberin Mutter

Niceta Lektionen bekam und nicht auf Grund ihres Wissens (195). Diese Gunst und das Wohlwollen der Arbeitgeber versucht sie, unter allen Umständen zu erhalten, denn sonst würde ihr ein ähnliches Schicksal widerfahren wie ihrem Vater, dem sein Wirkungskreis nach seiner Verarmung verschlossen blieb. Die Problematik besteht darin, dass, sobald eine Fürstin oder Gräfin die Dienste nicht länger in Anspruch nimmt, „alle Gräfinnen und Fürstinnen der Stadt diesem Beispiel“ folgen (195), sprich sobald man bei einer Familie in Ungnade fällt, hat dies Auswirkungen auf sämtliche potentielle Arbeitgeber und somit auf die Existenz. Aus diesem Grund braucht Claire, als sie ihre Einwände missachtend von der Gräfin Meiberg „gezwungen“ wird, die zeitintensivere Position der Nachmittagsgesellschaftlerin zu übernehmen „viel Takt, viel Geschmeidigkeit und viel festen Willen, um die Eltern der Schüler, die sie beibehalten konnte, zu einer Verlegung der Stunden zu bewegen und um es möglich zu machen, aus den Häusern, die aufzugeben sie gezwungen war, in guter Freundschaft zu scheiden“ (229). Auch wenn sie die übertragene Aufgabe sehr viel Anstrengung kostet, so verfolgt sie diese mit großer Zielstrebigkeit, da sie zunächst ihre Verpflichtungen erfüllen muss, ehe sie vollkommen an sich denken kann (202). Sie hat also ein ausgeprägtes Pflichtbewusstsein, ebenfalls ein bürgerlicher Zug, und ist „Sklavin ihres Wortes“ (242). Diese Eigenschaft zeigt sich darin, dass Claire ihrem Vater an seinem Sterbebett schwor, seine „Ehrenschulden“ zu tilgen (203) – eine Aufgabe, die sie durch stetiges Mühen und sehr viel Arbeit versucht zu bewältigen.

Dass Claire mit ihrer Einschätzung der Oberschicht Recht hat, zeigt sich im Umgang mit der Familie Meiberg. Als sie zum ersten Mal zu spät zu Tisch erscheint, empfängt sie ein „[f]eierliches Schweigen,“ und die Gräfin isst mit „verächtlicher Leidensmiene“ ihr Mahl (243). Am Tisch herrscht eine „wahre Kirchhofsstille,“ und der Graf ruft entsetzt aus: „Sie unpünktlich, Fräulein Dübois! Die Welt steht nicht mehr lang...“ (244). Sobald Claire also den Erwartungen der Gesellschaft nicht länger entspricht, fällt sie in Ungnade. Nach der Enttäuschung mit Arnold, in einer Zeit also, in der Claires Heiterkeit sie verlässt, droht die Gräfin Meiberg ihr sowohl indirekt (253) als auch direkt den Verlust ihrer Stellung an, denn, wie sie sagt, müsse sich so manches ändern, „wenn die neu eingegangenen Beziehungen zu ihr in der kommenden Saison wieder bindend angeknüpft werden sollten“ (264). Claire hat somit keine andere Wahl als über ihre zerstörte Hoffnung auf den „Traum von Liebe, Glück und Wohlstand“

hinwegzukommen (Brokoph-Mauch 65). In Bezug auf den Beruf macht sie sich demnach keine Illusionen.

Zusammenfassend lässt sich demzufolge über Claire sagen, dass sie den für die Oberschicht notwendigen Schein ihres Wesens aufrecht erhält, sich ihrer Rolle in der feinen Gesellschaft bewusst ist, ihre Schranken kennt und Realitätsnähe beweist. Durch ihr Verhalten innerhalb der Oberschicht bekräftigt sie demnach die durch die Gräfin Meiberg geschaffene illusionäre Vorstellung, negiert dabei aber ihr wahres Ich.

Allerdings ist das nur eine Seite von Claire, denn trotz aller Kenntnis der Wirklichkeit und Erklärungen, sich nicht in Illusionen zu flüchten, hofft sie auf der privaten Ebene auf ein weniger hartes Leben mit Arnold Bretfeld und verfällt somit der, wie Koopmann es ausdrückt, „bürgerlichen Aufstiegsmentalität“ (175). In der Beziehung zu Arnold Bretfeld sind demnach auch beide Phänomene, das heißt Realitätsnähe und -ferne, zu beobachten. Im Umgang mit ihm verliert Claire ihre Bodenständigkeit und gibt sich der Illusion hin, durch eine Heirat in eine höhere Schicht ihr Los verbessern zu können. Sie zeigt in ihrer Beziehung zu Arnold ihr wahres Wesen, es offenbaren sich ihre Wünsche und Träume, und das verfälschte Bild ihres Seins tritt in den Hintergrund. Sie ist demzufolge sie selbst, verfolgt jedoch mit der erhofften Heirat ein illusionäres Ziel.

Zu Beginn ihrer Bekanntschaft mit Arnold versucht Claire noch, die Realität nicht aus den Augen zu verlieren. Im Gegensatz zu ihm erkennt sie die Unmöglichkeit der Situation und erwidert auf seine Avancen: „Ich will nicht – ich kann das nicht brauchen, daß mir jemand gefällt – ich habe andere Sorgen“ (202). Außerdem nimmt sie am Anfang nicht alles für bare Münze und fühlt sich sogar „befremdet“ von seiner Art (210). Zudem weist sie ihn darauf hin, dass er sich aus Güte und Großmut sowie Erbarmen mit ihr einlässt und rät ihm: „Sie sollen ein Mädchen zu Ihrer Gefährtin wählen, das keine trüben Erfahrungen hinter sich hat [...]. Sie sollen ein Mädchen aus *Ihren* Kreisen wählen [...] nicht eine Arbeiterin und eine so arme, wie ich bin“ (212–213, meine Emphase). In diesem Ratschlag deckt sie gleich zwei ihrer Makel auf, die insbesondere für eine Heirat in der Oberschicht von Bedeutung sind, und zwar die fehlende Zugehörigkeit zur Oberschicht und der mangelnde Reichtum. Trotz der Beteuerungen Arnolds, seine Verwandten würden ihr wohlwollend gegenüberstehen – eine Verblendung seinerseits wie sich im Verlauf der Novelle herausstellt – macht Claire sich nach dem Gespräch mit Marie Meiberg berechnete Sorgen, dass Arnolds Verwandte eine Heirat nicht billigen werden. Ihre

vorherige Verblendung in diesem Punkt ist also entlarvt, denn nach dem Gespräch mit Marie wird über Claire gesagt: „An die Hindernisse [...] hatte sie nicht ernstlich gedacht. Nun tat sie's“ (236).

Clairens Einschätzung entspricht der Wirklichkeit, und dennoch ist sie von den schönen Worten und Beteuerungen Arnolds geblendet und hegt den Wunsch, seine Versprechungen würden wahr. Sie bezeichnet Arnold als den „unbefangenen und wahrhaftigsten aller Menschen“ (221) und glaubt an das vermeintliche Glück, denn Arnold verspricht ihr den „Himmel auf Erden“ (240). Sie vertraut ihm „blindlings, grenzenlos“ (242) und ist „von Träumen umwoben, die sich immer lieblicher gestalteten“ (243). Claire gibt sich somit der Illusion hin, Arnold werde sie trotz des Standesunterschiedes und trotz ihrer Armut heiraten. In gewisser Weise verliert sie demzufolge den Bezug zur Wirklichkeit, allerdings kontrastiert Ebner-Eschenbach die Illusion im Nachsatz immer wieder mit der Realität, so dass Claire unterschwellig ihre realistische Sichtweise nie ganz aufgibt. Sie hegt Zweifel, ob dieses „Wunder“ einer Heirat Wirklichkeit werden kann (221), entgegnet Arnold, dass es sich nur um „Träume“ handelt (240) und fragt sich: „War's denn wirklich möglich? Geschehen solche Wunder?“ (243).

Nichtsdestotrotz ist sie nicht mehr sie selbst, nachdem sie von Arnold keine Nachricht bekommt. Ihr Ausflug in Träumerei und Wunschvorstellungen hat zur Folge, dass sie einer Depression nahesteht, die sich „fatal“ für sie auswirken könnte (252). Allerdings muss sie bis zur Abreise der Meibergs ihre Hoffnung auf eine gute Wendung bewahren, denn ihr innerer Halt ist in dieser Phase von großer Bedeutung, da ihre Stellung im Hause Meiberg und die Gunst anderer Familien davon abhängen. Deshalb klammert sie sich an den „Sonnenstrahl, nicht stärker als der dünnste Faden,“ um sich aufrechtzuerhalten (261). Die Baronin wirft ihr vor: „[D]u hattest auf das Unerhörte gebaut, es angesehen als ein dir zukommendes; du fühlst dich in deinem Recht gekränkt [...]“ (265). Erst nach dieser Zurechtweisung gelingt es Claire, ihre Enttäuschung zu überwinden und sich der Realität, das heißt ihrer Aufgabe, zu stellen und diese mit neuem Elan und „neu erwachtem Selbstvertrauen“ zu verfolgen (266). Claire entsagt also ihrer Illusion und wendet sich dem Leben, das heißt der Realität, zu (Tanzer 177). Sie begräbt ihre Hoffnung, aus ihrer derzeitigen gesellschaftlichen Stellung auszubrechen und ähnlich wie Lotti in *Lotti, die Uhrmacherin* hat Claire „keine wirklich Hoffnung, jemals aus ihrer Position herauszutreten“ (Toegel, „*Entsagungsmut*“ 143). Somit ist die

Darstellung des fehlgeschlagenen Streben Claires eine zeitgenössisch akurate Interpretation ihrer Situation, denn „Einlaß in diese Klasse [d.h. die Oberschicht] bekommt man nur, wenn man schon dazu gehört“ (Brokoph-Mauch 66). Widersetzt man sich den Spielregeln der Gesellschaft, erfährt man ein ähnliches Schicksal wie die Baronin Reich.

Ebner-Eschenbach zeichnet mit ihrer Novelle somit ein realistisches Bild der damaligen Gesellschaft mit ihren klaren Standesunterschieden. Ebner-Eschenbach geht nicht so weit, „gesellschaftliche Umwälzungen“ anzusprechen (Tanzer 177), stattdessen geht es ihr um die zu jener Zeit vorherrschende gesellschaftliche Situation, an der sie mit ihrer Novelle Kritik üben möchte.<sup>10</sup> Dabei wird die Oberschicht, sowohl die Aristokratie als auch das Großbürgertum, durch eine Realitätsferne charakterisiert, die sich in der Unterschicht nicht finden lässt. Nicht zu vergessen ist dabei die Tatsache, dass die Oberschicht ohne Bezug zur Realität der Unterschicht leben kann, da sie nicht die Notwendigkeit verspürt. Die Unterschicht hingegen muss sich aus Existenzangst der Realität stellen und sie als Teil ihres Lebens anerkennen. Diese Dualität von Illusion und Wirklichkeit ist auch schon im Titel beziehungsweise in der letzten Aussage der Gräfin zu finden. Gegenüber Freunden erwähnt sie, sofern von Claire die Rede ist: „Unsre gute Claire hat sich eine Zeitlang etwas vernachlässigt, jetzt aber ist sie wieder die alte“ (267). Doch was bedeutet das, sie ist wieder die Alte?

Claire bekräftigt durch ihr Verhalten die illusionäre Vorstellung der Gräfin, sie sei die Heiterkeit in Person, was aber nicht ihrem wahren Wesen entspricht. Gerade in der Zeit, in der sie sich laut der Gräfin „vernachlässigt,“ hat sie ironischerweise an sich selbst gedacht und entsprach nicht mehr der Illusion, die Claire als eine „Spaßmacherin höheren Ranges“ (202) geschaffen hatte. Jedoch muss Claire der Illusion, wieder die Alte zu sein, entsprechen, da andernfalls der Verlust ihrer Stellung die Konsequenz wäre. Sie erkennt also die schonungslose Notwendigkeit, die die Realität ihr abverlangt und hält in dieser Erkenntnis der Realität demnach eine Illusion aufrecht. Die Bürgerliche Claire Dübois kann sich dem Einfluss des Adels nicht entziehen und versucht, der Existenzweise des Adels zu entsprechen. Ihr Wesen wird durch diesen Kontakt mit der anderen Welt jedoch verfremdet.

Zusammenfassend lässt sich somit sagen, dass Ebner-Eschenbach mit Claire Dübois demnach eine Frau zwischen zwei Welten, eine Grenzgängerin, in den Mittelpunkt ihrer Novelle stellt. Interessant dabei

ist, dass sie die Gleichung Illusion=Schein und Realität=Sein invertiert, und Claire in ihrer illusionären Phase, also im privaten Bereich, ihr wahres Sein verkörpert und in der Realität, also auf beruflicher Ebene, den Schein. In ihrer Erkenntnis dieses von der Oberschicht auferlegten Zwanges, hält sie in der Realität eine Illusion aufrecht, wodurch die Realität als solche in Frage gestellt wird.

University of Alberta

### Anmerkungen

<sup>1</sup> Dieser Artikel entstand zum Einen aus einer Seminararbeit unter der Leitung von Dr. Marianne Henn und zum anderen aus einem Vortrag, den ich im April 2001 auf der KFLC hielt. Ich danke meiner Doktormutter Dr. Marianne Henn, meiner Dozentin Dr. Christine McWebb, den TeilnehmerInnen der KFLC, insbesondere Susanne Lenné und dem/der anonymen LeserIn für wertvolle Hinweise.

<sup>2</sup> Marie von Ebner-Eschenbach, „Wieder die Alte.“ In *Werde, die du bist! Zwischen Anpassung und Selbstbestimmung: Texte deutschsprachiger Schriftstellerinnen des 19. Jahrhunderts*. Hrsg. Gisela Henckmann. Berlin: Goldmann, 1993, 190-267. Hier S. 265. Die folgenden, in Klammern ohne Zusatz angegebene Seitenzahlen beziehen sich auf diese Ausgabe.

<sup>3</sup> Der Unterschied zwischen Unter- und Oberschicht ist hier zu ziehen zwischen den Bevölkerungsschichten, die auf Grund von finanziellen Nöten zur Arbeit gezwungen werden, auch wenn diese, wie im Fall der Baronin Reich, von Geburt aus zur herkömmlichen Oberschicht (Aristokratie) zu zählen sind und denen, die auf Grund ihres in der Familie vorhandenen Geldes keine immanente Notwendigkeit der Arbeit verspüren und sich dementsprechend gesellschaftlich über die „Arbeiter“ stellen.

<sup>4</sup> Siehe hierzu auch Tanzer 175.

<sup>5</sup> Ich danke dem/der anonymen LeserIn für den Hinweis zur Integration der vorherrschenden Geschlechterverhältnisse. Siehe zum Geschlechterdiskurs die aufschlussreichen Analysen von Schindler und Evans.

<sup>6</sup> Siehe auch Tanzer 176.

<sup>7</sup> Zur Ersatzmutterrolle der Baronin Karoline Reich verweise ich auf die aufschlussreichen Ausführungen Gudrun Gorlas.

<sup>8</sup> Für den Hinweis auf Kellers *Kleider machen Leute* danke ich Susanne Lenné. Die zwischen 1860 und 1870 entstandene Erzählung spielt, wie Ebner-Eschenbach, auf die Bedeutung der Kleidung als Mittel zum Schein an. Während Ebner-Eschenbach Kellers früheres Motiv variiert und den Mantel als qualitativ schlecht darstellt, kommt es in *Kleider machen Leute* auf Grund der hohen Qualität

des Mantels zur Verwechslung des Protagonisten.

<sup>9</sup> Innerhalb der Novelle wird Claires Kleidung mit den Accessoires Arnold Bretfelds kontrastiert. Im Gegensatz zu ihr, die ihren Regenschirm zu Hause gelassen hat, da sie kein Regenwetter erwartete, führt er seinen „prächtigen Regenschirm“ (193) bei sich. Während er also Geld für teure Nutzgegenstände hat, hat sie kaum das Geld für lebensnotwendige Kleidung, wodurch der Unterschied zwischen den beiden hervorgehoben wird.

<sup>10</sup> Koopmann, der in seinem Artikel auf die „Schloß-Banalität“ Ebner-Eschenbachs eingeht, ist anderer Auffassung. Er glaubt, „Realismus wird ihr nachgerühmt, aber was realistisch sein soll, ist zumeist Klischee“ (177-178). Zudem vertritt er die Auffassung, dass Ebner-Eschenbach keineswegs Gesellschaftskritik äußert: „Die Gesellschaftsordnung ist die heilige Kuh, die gepflegt werden muß [...]. Sie wollen aufrechterhalten werden, und die Ebner-Eschenbach tut ihr Möglichstes, das zu leisten“ (163) und führt fort: „Soziale Kritik? Sie ist verhüllt und verkleidet, denn es ändert sich bei Ebner-Eschenbach nichts an den sozialen Schichtungen“ (172).

### Literaturverzeichnis

- Anderson, Bonnie S. und Judith P. Zinsler. 1988. *A History of Their Own: Women in Europe from Prehistory to the Present*. Bd. II. New York: Oxford UP, 2000.
- Brokoph-Mauch, Gudrun. „Die Frauen haben nichts als die Liebe: Variationen zum Thema Liebe in den Erzählungen der Marie von Ebner-Eschenbach.“ In *Des Mitleids tiefe Liebesfähigkeit: Zum Werk der Marie von Ebner-Eschenbach*. Hrsg. Joseph P. Strelka. Bern: Peter Lang, 1997. 57-76.
- Ebner-Eschenbach, Marie von. 1879. *Lotti, die Uhrmacherin*. Hrsg. Marianne Henn. Stuttgart: Reclam, 1999.
- Ebner-Eschenbach, Marie von. 1886. „Wieder die Alte.“ In *Werde, die du bist! Zwischen Anpassung und Selbstbestimmung: Texte deutschsprachiger Schriftstellerinnen des 19. Jahrhunderts*. Hrsg. Gisela Henckmann. Berlin: Goldmann, 1993. 190-267.
- Evans, Richard J. *The Feminist Movement in Germany 1894-1933*. London: SAGE Publications, 1976.
- Gorla, Gudrun. *Marie von Ebner-Eschenbach: 100 Jahre später: eine Analyse aus der Sicht des ausgehenden 20. Jahrhunderts mit Berücksichtigung der Mutterfigur, der Ideologie des Matriarchats und formaler Aspekte*. Bern: Peter Lang, 1999. 84-92.
- Koopmann, Helmut. „Schloß-Banalitäten. Lebenslehren aus einer halbwegs heilen Welt: Marie von Ebner-Eschenbach.“ In *Deutschsprachige Schriftstellerinnen des Fin de siècle*. Hrsg. Karin Tebben. Darmstadt: Wiss.



Buchges., 1999. 162-180.

Tanzer, Ulrike. *Frauenbilder im Werk Marie von Ebner-Eschenbachs*. Stuttgart: Verlag Hans-

Dieter Heinz, Akademischer Verlag, 1997. 174-180.

Toegel, Edith. „Entsagungsmut' in Marie von Ebner-Eschenbach's works: A Female-Male Perspective.“ *Forum for Modern Language Studies* 28.2 (1992):140-149.

---. *Marie von Ebner-Eschenbach. Leben und Werk*. Austrian Culture Bd. 25. Hrsg. Harry Zohn. New York: Peter Lang, 1997. 51-61.

## Eighteenth-Century Origins of the Self and Other in the third Earl of Shaftesbury and Gottfried Wilhelm Leibniz

Matthew Binney

**A** primary concern in postmodernist theory and moral philosophy is the relationship between the individual, as self, and the other, the externalized world outside the reasoning subject. The debate between Michel Foucault and Jürgen Habermas crystallizes this discussion in which Foucault sees the connection of self and other as a proliferation of power. In this relationship, the individual and the community outside of her are in constant relational positionings of power, where the gaze of the other plays an important role in connecting the other to the subject. Habermas wants to define this relationship in terms of intersubjectivity and solidarity, in which thought processes within individuals themselves facilitate the connection of the subject and the other in discourse. This intersubjective notion represents the latest attempt to provide an alternative to John Rawls' theory of justice, which has been criticized by critics on many fronts (Moon 157-159). In order to better understand this latest theory, one must look for the origins of Habermas' conception of the individual in relation to a community. One can see the influences on this thought in the defining moment in Western philosophy's conception of the self and other in the third Earl of Shaftesbury and G. W. Leibniz' moral philosophies.

As many critics note, such as Ernest Tuveson, the initial stirrings of the discussion on the connection between the self and the other find their birth in the problems of egoism that Thomas Hobbes and John Locke initiate in their thought (75). Hobbes, of course, maintains that humans see the world through brutish and self-serving eyes, where the connection between the self and the other reflects a mere assertion of wills as one group attempts to assert its localized ideals upon the other. Locke complicates this conception as well in his notion of innate ideas. That is, humans enter the world like a blank slate, *tabula rasa*, without any common, connecting notions that would create a bridge between the desires of the individual and the desires of the community. This is the notion of the self and